

Zeitschrift: Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch
Herausgeber: Verein Schweizerdeutsch
Band: 12 (2004)
Heft: 1

Artikel: Schweizerdeutsch : (k)eine Literatursprache?
Autor: Meier, Hans Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961946>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MUNDART

FORUM DES VEREINS SCHWEIZERDEUTSCH

12. JAHRGANG

MÄRZ 2004

NR. 1

SCHWEIZERDEUTSCH – (K)EINE LITERATURSPRACHE?

*Peter von Matt über Schweizerdeutsch
als Literatursprache*

Gewaltig verstimmt hat der bekannte, kürzlich emeritierte Zürcher Ordinarius für deutsche Literatur viele Macher und Liebhaber von Mundartliteratur mit Äusserungen über deren beschränkte poetische Möglichkeiten. Die Kontroverse brachte sogar zwei beachtliche Dichterschelten (bei uns selten, die Schotten nennen das *flytings*) in Sonettform hervor, worin der Professor Worte wie «Värsli-brinzler» und «lyrischi Chingilizichter» gebraucht.¹ Nun hat von Matt, brillant wie immer, seine Kritik ausführlich dargelegt.² Diese beweist nicht nur seine grosse Gewandtheit, sondern auch vertiefte Bekanntschaft mit unserer Mundartkultur. Aber im Ganzen ist der Eindruck zwiespältig.

Seine Hauptthese ist die, dass der Dialekt keine Literatursprache sei und auch nie eine sein werde. Andererseits

anerkennt er zum Beispiel Hebels Gedicht *Die Vergänglichkeit* als eine «Spitzenleistung der Poesie überhaupt», sieht in Kuno Raebers Mundartversion von *Escorial* «eine emotionale Verdichtung von unverkennbarer poetischer Kraft» und preist Arnold Küblers *Räbehächler* als «Meisterwerk», «wirklich bedeutenden Text», aber auch «seltenen Glücksfall». Hier und in weiteren Beispielen scheint es

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Schweizerdeutsch – (k)eine Literatursprache?</i>	I
<i>Zürichdeutsch schreiben – KG – ZW – OG</i>	4
<i>– und Zürichdeutsch geschrieben</i>	
<i>Elise ... Glettise ... Gumischue</i>	6
<i>Aller Gattig Lüt</i>	8
<i>Exercices de Style</i>	8
<i>Neuerscheinungen</i>	
<i>Sarganser Geschichten</i>	9
<i>Läse ond lache</i>	9
<i>Eben Bilder</i>	10
<i>Zur Qualität von Mundartgedichten</i>	11
<i>Feier für Rudolf Trüb</i>	12

der Dialekt von Matt also nach höchsten Massstäben doch angetan zu haben. Aber er muss alles Lob sofort wieder relativieren, und er bleibt bei seiner vor Jahren gefassten Meinung, dass die Mundart literarisch «ein Instrument mit nur einer Saite» sei.

Hatte er zuvor behauptet, das Mundartgedicht kenne kaum Anklänge an eine literarische Tradition (oder dann nur an die «hochsprachliche»), so findet und schätzt er gerade im Räbehächler ein solches Anknüpfen. Ihm entgeht aber im dreimal hingewetzten «Ich bi.../en schtille Lächler» das Mitschwingen des ominösen Sprichworts «En bständige Lächler isch nüd suuber under em Bruschtuech». Auch der Dialekt hat eben seine «Inter textualität» und Hintergründigkeit.

Die allgemeine Schmälerung unserer Mundart als Dichtersprache – denn darum geht es ja – wirkt bei näherer Prüfung eher brüchig. Erst wird kühn behauptet, der Dialekt sei keine Literatursprache (und werde nie eine sein). Da wir nun seit über zweihundert Jahren eine reiche Mundartliteratur haben, ist das natürlich unhaltbar. So korrigiert von Matt dies zu: keine «autonome», keine «eigenständige» oder keine «vollständige» Literatursprache. Aber haben wir eine solche Eigenständigkeit je erstrebt? Lebt denn unsere geschriebene Mundart nicht gerade aus dem bewussten Kontrast, aus der Ergänzung zur Schriftsprache? Ja überhaupt aus der einzigartigen Diglossie unseres Volkstammes? Der prophetische Zusatz («und wird nie eine sein») ist geradezu anmassend. Wie oft ist schon das

Aussterben von Mundarten fälschlich verkündet worden?

Seinen stärksten Trumpf holt von Matt aus der Mottenkiste der alten Schulrhetorik und erklärt: «Die Mundartliteratur besitzt kein Genus grande. Wo sie es versucht, wird sie lächerlich.» Was genau unter Genus grande zu verstehen ist, wird nicht gesagt. Es soll der «hohe» Stil sein gegenüber einem «mittleren» (Genus medium) und «niederen» (Genus humile), auf welche zwei wir uns zu beschränken hätten. Zwischenfrage: Hat überhaupt je ein Mundartdichter das Genus grande vermisst oder für sich beansprucht?

Indessen steht es damit aber folgendermassen: Für die Alten waren die drei Stilarten vom zu behandelnden Stoff abhängig. Sie galten aufsteigend für die Welt der einfachen Hirten, der sesshaften Bauern, der heldenhaften Krieger und Könige. So vorbildhaft zu sehen in Virgils *Eklogen*, *Georgica* und *Aeneis*.³ Die klassisch gebildeten christlichen Schriftsteller wie Augustinus lösten sich aber ganz von dieser Stofflichkeit. Für sie waren die drei Stile rein funktionell: «humile» lehrend und beweisend, «medium» erfreuend und unterhaltend, «grande» leidenschaftlich und erschütternd. Aus dieser christlichen Sicht können also ganz bescheidene, niedere Dinge, ja kann namentlich – und das ist der springende Punkt – der demütige, niedere Stil (wie der der biblischen Erzählung) gerade das Erhabenste ausdrücken. Hiervon mögen sich nun von Matt und alle Mundartdichter ein ordentliches Stück abschneiden, wie es Auerbach

eindrücklich dargestellt hat.⁴ Es gab also in Tat und Wahrheit eine frühe Umkrepelung der alten Lehre, und schon Dante, dessen Komödie «das grösste Dokument dieser christlichen Erhabenheit ist» ist, hat der Schulrhetorik den Rücken gekehrt.⁵

Leider arbeiten auch die Beweise von Matts zu seiner Hauptthese zum Teil mit unzulässigen Prüfsteinen. So beginnt er seinen Aufsatz gleich mit einer isolierten Verszeile («Der Vogel schwankt so tief und still»), die er hervorragend als gleichwertig mit Goethes Faust oder Hölderlin interpretiert. Weil nun die zweite Zeile an der Schreibung («er weiss nit, woner ane will») zeigt, dass Dialekt gemeint ist, so ergibt sich für ihn ein urplötzlich abwertender «Kippeffekt». Für mich jedenfalls nicht: den Sinngehalt würde eine dialektale Wiedergabe («Dr Voogel schwanngt se tiëf un schtill») nicht um ein Haar verändern.

Sodann der viel praktizierte Trick mit Übersetzungen, der sonst oftmals auf biblische Texte angewandt wird. Hier kommt er aber zum Tragen mit Gottfried Kellers *Abendlied* und Kuno Raebers zwei Fassungen von *Escorial*. Solche Vergleiche sind für den Komparatisten äusserst aufschlussreich, taugen aber nicht zur Bewertung literarischer Qualität und dichterischer Kraft zweier Sprachen. Man nehme eine prächtige Stelle (wie Prediger 9.11 in der englischen Bibel von 1611: «I returned and saw under the sun, that the race is not to the swift, nor the battle to the strong, neither yet bread to the wise») und halte sie neben eine anderssprachige (Luther: «Ich wandte

mich und sah, wie es unter der Sonne zugehet, dass zu laufen nicht hilft schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein») – und beweise so die Überlegenheit des Englischen! (Aber man vergleiche die Übersetzung von Viktor Schobinger des *Predigers Salomo*: «Dän han i au gsee uf dr wält, das nöd di gschnäle s räne güned, nöd di scharche de chrieg, nöd di gschyde s broot.»)

Mehr als begreiflich ist ein Überdross an ständig wiederkehrenden Mundartmerkmalen. Aber als Kriterium für literarischen Rang sind sie problematisch. Wie schon für Goethe in seinem *Schweizerlied* («Uf'm Bergli.../...Hänts Nästli / Gebaut») und für Gottfried Keller, der die «Mütterlisprache» zu Literatur ungeeignet fand, gelten Verkleinerungsformen noch immer als prägend. Nun findet von Matt im wiederholt beschworenen «Diminutivzwang» ein Haupthindernis für mundartliche Grösse. Aber von einem wirklichen Zwang kann natürlich keine Rede sein. Vorliebe, ja. Das gilt auch für das, was er «verbale Diminutive» nennt («tüüsele», «chröschpele»). Mit seinen «Auswüchsen» solcher Verben ist Franz Hohlers Kabinettsstück *s Totemügerli* populär geworden. Die besondere Ausdruckskraft lautsinnlicher Verben kennt und sucht aber die Schriftsprache nach Bedarf ebenso. Missliebig für den Kritiker ist auch die Suche bei Mundartdichtern nach «besonders schönen, urwüchsigen Wörtern». Gewiss sollten solche gleichfalls nur funktionell gebraucht werden, aber schon für Breitinger waren «altertümliche Worte

von gutem Schrot» eine Zierde gerade eines hohen Stils.

Peinlich seien ferner «die wohlgemeinten Versuche, im Gottesdienst die Sakralsprache in Mundart zu übertragen». Was soll hier «Sakralsprache» heissen? Falls Predigt: diese war bei uns noch bis weit ins 19. Jahrhundert in volksnaher Sprache, und zwar meist in schriftsprachlich durchmischtem Dialekt gehalten.⁶ Die «Versuche» sind also keineswegs neu. Ist die Bibelsprache, die «Sprache Kanaans» gemeint? Diese war und ist im muttersprachlichen Gottesdienst von jeher in alltägliche Rede eingebettet. Für den Stilkritiker sind solche Mengsel begreiflicherweise unerträglich, von Gläubigen werden sie sicher sakral verstanden.

Alles in allem erinnern die Bewertungen Professor von Matts in fataler Weise an die folgenden, vor einem halben Jahrhundert von Georg Thüerer in einer Betrachtung über «Die Mundart als Dichtersprache» geäußerten Eingangsworte: «Ein verschulstes Geschlecht glaubte an den Wahn, dass alles Hohe im Leben der Hochsprache bedürfe. Die Mundart sei für die Niederungen des Lebens eben recht.»⁷ Auf jeden Fall glaube ich aus seiner durchaus ehrlich bemühten Würdigung schliessen zu können, dass er an Mundartliteratur vornehmlich Normen der Hochsprache anlegt. Damit verstösst er gravierend gegen deren Definition durch Christian Schmid-Cadalbert im neuen Schweizer Lexikon, welche lautet: «regional begrenzte, nicht an die Normen der Hochsprache gebundene Literatur.»⁸

HANS HEINRICH MEIER

- 1 Vergleiche die verschiedenen Beiträge dazu in *Mundart. Forum des Vereins Schweizerdeutsch*, Nr. 4 (2002) mit einem Spottsonett von Matts an die Schweizer Mundartdichter, Nr. 1 (2003) mit Gegenonett darauf von Lislott Pfaff, sowie Nr. 3 (2003).
- 2 Peter von Matt. «Schweizer Deutsch als Literatursprache?» in Gömmer MiGro. *Veränderungen und Entwicklungen im heutigen Schweizer Deutschen*. Hg. Beat Dittli et al. Freiburg (Schweiz): Universitätsverlag. 2003, 223–237.
- 3 Ernst Robert Curtius. *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter*. Bern: Francke. 1969, 80 und 238.
- 4 Erich Auerbach. *Literatursprache und Publikum in der Lateinischen Spätantike und im Mittelalter*. Bern: Francke. 1958. Das ganze I. Kapitel «Sermo humilis». 25–35.
- 5 Charles Sears Baldwin. *Medieval Rhetoric and Poetic*. Gloucester, Mass.: Peter Smith. 1959. 269–280 (»The Poetic Composition of the *Divina Commedia*«).
- 6 Walter Haas. »Mundart und Standardsprache« in *Die viersprachige Schweiz*. Hg. Robert Schläpfer. Zürich: Benziger. 1982. 103 (Probe solcher «Kanzelsprache» von 1836).
- 7 Georg Thüerer. «Die Mundart als Dichtersprache» in *Schwyzertütsch*: Zürich: Bund Schwyzertütsch. o.J. 31–33.
- 8 *Schweizer Lexikon in 6 Bänden*. Luzern: Mengis und Ziehr. 1992. s.v. Mundartliteratur.

ZÜRICHDEUTSCH SCHREIBEN...

KG – ZW – OG

Mit diesen Kürzeln, in schmuckem Blau auf der weissen Umschlagseite, sind die grammatischen Werke von Viktor Schobinger zum Zürichdeutschen bezeichnet: KG ist die Kurzgrammatik, ZW meint die Zweifelsfälle (mit dem Untertitel: säit me soo oder andersch?), und neu ist